

II. Litteratur.

1. Dr. Heinrich Schliemann, Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns; mit einer Vorrede von W. E. Gladstone. Leipz. 1878.

In der zwanglosen Form tagebuchartiger Aufzeichnungen theilt uns der bekannte Verfasser die Resultate seiner in Tiryns und Mykenae unternommenen Ausgrabungen mit, durch die er sich ohne Zweifel nicht nur ein unvergängliches Denkmal grosser Opferfreudigkeit für das Ideal des klassischen Alterthums gesetzt, sondern auch vor allem der comparativen Archäologie ein überaus schätzbares, neues Material zugeführt hat. In der Form des Buches liegen zugleich seine Mängel und Vorzüge. Dasselbe gewinnt offenbar an populärem Interesse durch das Hervortreten der Persönlichkeit des Verfassers, an dessen Freude und Stolz über die unter seiner Hand sich täglich häufenden Funde, deren Geschichte er zugleich mit lebendigen Zügen zu illustriren weiss, man gern Antheil nimmt. Ohne Schwierigkeiten vermag sich der Leser, unterstützt durch die zahlreichen Abbildungen des handlichen Buches, eine Vorstellung der neu entdeckten Schätze zu machen, allein bei dieser Art der Darstellungsweise wird man eine zusammenfassende wissenschaftliche Beurtheilung der Funde nicht erwarten können, da fast jeder Tag dem Entdecker neue Probleme vorlegte, abgesehen davon, dass dabei auch zahlreiche Wiederholungen nicht zu vermeiden waren. Doch wollen wir darum mit dem Verfasser nicht rechten. Die Wissenschaft wird noch lange zu thun haben, ehe sie im Stande sein wird, die topographischen, antiquarischen, historischen, wie kunstgeschichtlichen Fragen, die das Schliemann'sche Buch angeregt hat, endgültig zu beantworten. Manches Dogma der Archäologie wird neuer Kritik unterstellt, manche Vermuthung aufgegeben werden müssen, und wenn auch der Verfasser mehrere seiner Lieblingshypothesen wird fallen lassen müssen, so bleibt ihm doch das Verdienst, die Anregung zu neuen Untersuchungen gegeben zu haben.

Eine umfangreichere, wissenschaftliche Vergleichung der Mykenischen Fundstücke mit den bekannten Kunstprodukten anderer Länder

ist noch nicht vorgenommen; ich verweise als auf einen Anfang dazu auf die Besprechung der Schliemann'schen Ausgrabungen von A. Milchhöfer im ersten Bde. der Mittheilungen des arch. Institutes (S. 308 – 328), denn auch uns gestattet der Raum nur einige darauf bezügliche Punkte herauszugreifen. An Umfang und Bedeutung werden die Funde von Mykenae wohl immer den Hauptrang unter ihres Gleichen behalten; ihnen gegenüber erscheinen selbst so interessante Entdeckungen, wie die fast gleichzeitig in Spata in Attika gemachten, nur von untergeordneter Bedeutung, es sei denn, dass man ein besonderes Gewicht auf die dort gefundenen elfenbeinernen Sculpturen legt, die in Mykenai in dieser Art so gut wie ganz fehlen.

Was an den Mykenischen Funden zunächst in die Augen springt, das ist ihre unbestreitbare Verwandtschaft mit Kunstprodukten der Gegenden, die uns bis jetzt die meisten Proben einer ältesten griechischen Kunst geliefert haben, vor allem mit Etrurien. Die sprechendsten Analogieen bieten hierfür die Grabfunde von Corneto und Palaestrina. Auf die geometrischen Ornamente der Gold- oder Bronzebleche getriebener Arbeit, wie sich solche nicht nur in den Gräbern Etruriens, sondern auch Tirols und Deutschlands gefunden haben, mag hierbei noch nicht das grösste Gewicht gelegt werden, da immerhin für diese primitive „textil-empästische“ Ornamentationsweise ein älterer, gemeinsamer Ursprung angenommen werden mag; allein entwickeltere Zierformen und Darstellungen mythologischer Begriffe können natürlich nur durch directe Vermittelung und Berührung verpflanzt worden sein. Wenn uns die Sphinx mit dem Tutulus (Fig. 277), der geflügelte Greif, der Hippokamp und die symmetrisch gegen einander gekehrten Thiere (vergl. Lindenschmidt, Vaterl. Alterth. II, Heft V, Taf. 2, 1 und II, 2, 8) in den Gräbern der Akropolis von Mykenai wie in Etrurien begegnen, so muss die Kunstentwicklung hier wie da aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen sein oder wenigstens dieselbe gemeinsame Anregung und Befruchtung, die wohl nur von Asien ausgegangen sein kann, gefunden haben. So lassen sich z. B. auch die weiblichen Figuren auf dem Armbande von Caere (Mus. Etr. I, Tav. LXXXVI, 2), was die seitwärts gekehrten Füsse oder den unteren Theil ihrer Gewandung betrifft, sowohl mit dem Bilde der Aphrodite mit der Taube (Schliemann, Fig. 207 f.) wie dem einer sitzenden Frau (ebenda Fig. 273) aus Mykenai vergleichen.

Aber während die figürlichen Darstellungen im Ganzen noch als primitiv bezeichnet werden können, zeigt sich eine reifere Entwicklung bereits bei einer grossen Anzahl von Gefässen. Die silberne einhenkelige Kanne z. B. aus dem überhaupt an Gefässen reichen vierten Grabe von Mykenai (Fig. 353; vergl. Fig. 341) darf unbedenklich den schönen

Bronzegefäßen altgriechischen Charakters, vor allem denen etrusischer Herkunft an die Seite gestellt werden. Ihr reiht sich die in ihrer Form nicht weniger entwickelte dreihenkelige Alabastervase (Fig. 356) aus dem vierten Grabe an. Sehr interessante Gesichtspunkte gewährt die Beobachtung der in geradezu erstaunlicher Zahl — in einem Grabe bis zu 340 — gefundenen goldenen Knöpfe, mit ihren meist aus Spiralen, Kreisen, Schraffirungen und symmetrischen Bandverschlingungen gebildeten eingetriebenen Ornamenten. Hier ist nicht mehr die Rede von einem willkürlichen Bedecken des Raumes mit allerlei geometrischen Figuren, wie auf den griechischen Vasen ältesten Stils, sondern es zeigt sich bei aller Mannigfaltigkeit schon deutlich das Streben, die Zeichnung symmetrisch zu entwickeln und mit Geschmack der Kreisform einzufügen. Ganz deutlich kann man dabei den Versuch, Naturformen zu stilisieren, beobachten, wobei theils sternförmige Blumen (vgl. die Figuren auf S. 371), theils der Tintenfisch eine Hauptrolle spielen. So scheint z. B. aus den sich zusammenrollenden Fühlfäden des letzteren auch das Palmettenornament (vgl. Figur 486) hervorgegangen zu sein. Wenn wir daneben hin und wieder auch plumpere Formen erblicken, so kann das doch nicht gegen die Annahme einer bereits lange Zeit fortgesetzten Kunstübung sprechen. Gefäße von so schöner Form, wie die angeführten, producirt nur ein Volk, das bereits einen hohen Grad von Cultur und Wohlstand erreicht hat. Den letzteren aber besonders beweisen unwiderleglich die Massenfunde verarbeiteten Goldes, mit welchem die Leichen der fünf Gräber den Flammen des Scheiterhaufens preisgegeben worden sind. Dieser Umstand wirft ein helles Streiflicht auf den Reichthum des Heroenzeitalters an Gold und edlen Metallen überhaupt, und zeigt uns, dass ein solcher nicht blos in der Phantasie des Homer existirt habe. Wenn noch Schoemann (Griech. Alterth. I 75 f.) es bezweifelte, dass die Vergoldung der Hörner des Opferthieres, wie sie der Sänger der Odyssee (γ 425) beschreibt, in Wirklichkeit vorgekommen sei, weil ein Goldschmied zu diesem Behufe sich unmöglich in Pylos habe aufhalten können, so zeigen uns jetzt die goldenen Portraitmasken der Mykenischen Leichen, dass man es verstand, in kurzer Frist noch ganz andere Dinge zu schaffen. Denn dass auch alle jene den Todten beigegebenen Wehrgehenke, Schwertgriffe u. s. w. nicht dem praktischen Gebrauch, sondern nur dem Leichenprunk gedient haben können, liegt auf der Hand (vgl. S. 281). Die schnelle Beschaffung dieser goldenen Beigaben für die Beerdigung war aber um so leichter, da das technische Verfahren, in die dünnen Goldplatten durch eine Stempelprägung die Ornamente einzutreiben, ziemlich einfach war; dass die Technik des Giessens in der That an Ort und Stelle gleichsam fabrikmässig betrieben wurde, das beweisen die mit den Goldsachen

zugleich gefundenen Formsteine aus Granit und Basalt (S. 121 f.), wie solche ganz ähnlich auch in Spata entdeckt worden sind. In der That kann nur aus einer lange Zeit fortgesetzten Uebung der stilistische Charakter der Mykenischen Goldornamentation erklärt werden. Aber auch die Proben der Sculptur, welche die Reliefs der interessanten Grabstelen darbieten, lassen eine gewisse Routine in der Bildung besonders heftig bewegter Thierkörper nicht verkennen; man vergleiche z. B. die beiden Pferde auf Fig. 140 und 141, welche fast schematisch übereinstimmend gebildet sind. Richtig erscheint die Bemerkung des Verfassers (S. 96), dass der plastische Charakter in diesen Reliefs dem des Löwenthorreliefs keineswegs widerspreche, und in der That wird man eine gewisse Flauheit und Weichlichkeit, wie solche bereits längst an diesem bemerkt worden ist, auch bei den Grabreliefs nicht verkennen (vgl. z. B. die zusammensinkende Figur vor dem Wagenkämpfer auf S. 91). Ein eigentlich plastischer Charakter wohnt diesen mehr graphisch wirksamen Reliefs noch nicht inne, aber mit der ältesten griechischen Kunstentwicklung scheinen sie mir ebensowenig im Widerspruche zu stehen, wie das Relief des Löwenthores, das freilich noch Friederichs ausser allem Zusammenhang mit der griechischen Kunst setzen zu müssen meinte. So erinnert die naive Art, den Raum mit Spiralornamenten auszufüllen, auf das allerbestimmteste an die Dekorationsweise archaischer Vasen, z. B. der bekannten Melischen Thongefässe. Der in der linken oberen Ecke des Reliefs Fig. 140 dargestellte Gegenstand, in welchem Schliemann einen „lituus“ sieht, ist offenbar nichts anderes, als der Versuch einer rein ornamentalen Doppelspirale, zu deren Vollendung der Rücken des Kriegers keinen Raum übrig liess. (Ebenso vermag ich in dem vermeintlichen „Hakenkreuz“ der S. 115 abgebildeten Topfscherbe nur einen aus Raummangel verkümmerten Mäanderstreifen — vgl. Taf. XX, 197 — zu erkennen). Eine ganz ähnlich gebildete Spirale zeigt z. B. noch das Relief von Samothrake hinter dem Rücken des Talthybios.

An Analogieen mit archaischen Vasen Attika's, was die Darstellungen, und mit denen von Kypros, was die Form betrifft, fehlt es gleichfalls nicht unter den Mykenischen Funden. Von einer wahrhaft abschreckenden Rohheit und Hässlichkeit sind dagegen die kleinen thönernen, meist weiblichen Idole, von denen übrigens vereinzelte Proben aus Mykenai bereits bekannt waren. Sie sind meist mit Zickzacklinien primitivster Art ornamentirt, in welchen Schliemann wohl mit Unrecht (S. 81) Symbole des Blitzes oder Feuers sieht. Auch darin können wir ihm nicht beistimmen, wenn er die Möglichkeit offen lässt, auf dem gemalten Thonfragment Fig. 157 in den dahinschreitenden Thieren Pferde zu erkennen. Der lange, schmale Hals dieser fast einem

Strauss ähnlichen Thiere erhebt sich ohne irgend eine Anschwellung oder Verdünnung aus dem kurzen Rücken und kann nur Vögeln angehören. Sehr interessant ist das archaische Vasenfragment Nr. 213 mit den ausziehenden Kriegern. Sollte hier nicht vielleicht in dem hornartigen, sich vorn an dem Helm erhebenden Gegenstande eine Andeutung des Bügels zu erkennen sein, welcher zusammen mit den beiden seitlichen, in der Profilstellung der Figuren nicht darstellbaren Bügeln dem Helme jenen, schon den Alten nicht mehr ganz klaren Namen der *τριφάλεια* (*τριφάλεια*) gegeben hat?

Zum Schluss mag noch zweier antiquarischer Kleinigkeiten gedacht sein.

Die radförmig durchbrochenen Bronzescheiben, oft mit einer Oese versehen, wie sie bei Schliemann Fig. 120 abgebildet sind, kehren häufig unter den Fundstücken germanischer Gräber (vgl. Lindenschmidt a. a. O. II, Heft X, Taf. 3) wieder, und sind hier wie da offenbar nichts anderes, als Gegenstände, die zum Apparat von Pferdegebissen gehören; wenn irgend etwas, so spricht dafür das paarweise Vorkommen derselben auch in Mykenai. Weiter ausgebildet finden wir dieselbe Form unter den germanischen Grabfunden als Nadelknopf (vgl. Lindenschmidt a. a. O. I, Heft IV, Taf. 4) oder als Zierplatten unbestimmter Verwendung in fränkisch-allamannischen Gräbern (Lindenschmidt a. a. O. Heft I, Taf. 7). S. 203 erhalten wir zwei an Ketten hängende, wie Schliemann sich ausdrückt, goldene „Baumgrillen“ abgebildet, welche er für die *τέτυγες* der alten Athener erklären will. Wäre dieser Gedanke zutreffend, so würde die Behauptung Helbig's (Commentationes philologicae in honor. Mommseni p. 616 ff.), dass in den kleinen Spiralingen die altattischen „Cikaden“ zu erkennen seien, irrig sein; denn beide Geräte können unmöglich demselben Zwecke gedient haben. Spiralinge von der Art der Helbig'schen Cikaden fanden sich auch in Mykenai (abgebildet Fig. 529), wo sie Schliemann geneigt ist für Tauschmittel zu erklären. Wenn dies für einfach massive Ringe, an denen in der That der Metallwerth das allein bestimmende ist, nicht unbedingt in Abrede gestellt werden soll, so hat doch die spiralförmige Drehung eines dünnen Golddrahtes offenbar einen anderen Zweck, als den, den bloßen Metallwerth des Gegenstandes anzudeuten. Nun hat aber Helbig den praktischen Zweck dieser Spiralinge als Haarhalter wie uns scheint zur Genüge dargelegt, so dass man an der Benennung „Cikade“, die er übrigens auch nicht unerklärt gelassen hat, nicht wesentlich Anstoss zu nehmen braucht. Dass die *τέτυξ* auch als Brustschmuck gedient habe, ist meines Wissens nirgends überliefert, aber die Schliemann'schen „Cikaden“ lassen nicht einmal erkennen, in welcher Weise sie zum Festhalten eines attischen Krobylos gebraucht sein sollten. Eher wäre es möglich, diesen Zweck in dem Fig. 299 abgebildeten

Geräth zu erkennen, das durch die Biegsamkeit seiner in Spiralen auslaufenden Arme vielleicht im Stande war, eine Haarmasse ordnend zusammenzuhalten. Offenbar ist Schliemann zu seiner Annahme durch die an der oberen und unteren Spitze des betreffenden Gegenstandes angebrachten Einkerbungen gebracht worden, die er dem gekerbten Leibe der Cikaden ähnlich gefunden haben wird. Allein der Umstand, dass diese Einkerbungen sich eben nur an den Spitzen finden, zeigt uns deutlich, dass sie rein zufälliger und ornamentaler Natur sind, und mit dem Wesen der Sache nichts zu thun haben. Demnach lässt sich auch der Schluss, dass alle Gegenstände gleicher Form in derselben Weise ornamentirt gewesen sind, nicht rechtfertigen, und das wäre doch nöthig, wenn anders die gemeinsame Benennung *τέτιξ* dieser Geräte bewiesen werden sollte.

Hamburg.

H. Dütschke.

2. Ueber die Bedachung der Vierungskuppel am Münster zu Strassburg. Zweiter Bericht. Mit drei artist. Beilagen. Strassburg. R. Schultz & Cie., Berger Levrault's Nachf. Charles Winter Photogr. Anstalt. 1878.

Indem wir uns über den Inhalt des im Jahre 1875 erschienenen 1. Berichts auf unsere Anzeige im LIX Jahrb. S. 160 beziehen, bemerken wir nunmehr aus dem vorliegenden 2. Bericht, dass Seitens der Kaiserlichen Regierung die Ausarbeitung eines neuen Projectes im rheinischen Uebergangsstil angeordnet worden ist, bei welchem einerseits das Einschneiden des Langhausdaches in den Körper des Vierungsthurmes zu vermeiden, andererseits aber anstatt des zu gedrückt erscheinenden Holzmodells eine entsprechende Erhöhung zu bewirken sei. Demgemäss arbeitete Herr Dombaumeister Klotz einen neuen Entwurf aus, dessen Ausführung genehmigt wurde und also bevorsteht. Obgleich damit die Sache eigentlich entschieden ist, so hat die Dombauverwaltung dessen ungeachtet dankenswertherweise den genehmigten Entwurf in gegenwärtigem 2. Bericht zu öffentlicher Kenntniss und Besprechung bringen wollen.

Der neue Entwurf verdient insofern die Billigung der Archäologen, als der alte Unterbau des Vierungsthurmes unberührt und die Arkadengallerie desselben an ihrer ursprünglichen Stelle bleibt, freilich aber nicht mehr den Abschluss des Ganzen, sondern nur den eines Unterbaues bildet, über welchem sich, auf der Innenseite des Octogons ruhend, der Neubau eines Thurmes erhebt, dessen Kranzgesims den First des Langhauses um 5 m überragt und mit seinem 11 m hohen Pyramidaldach eine Gesamthöhe von 22 m erreicht und fast mit der Plattform der Westfaçade gleiche Höhe